

Leseprobe aus:

Imre Kertész

Letzte Einkehr



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Imre Kertész

LETZTE EINKEHR

Tagebücher 2001–2009
Mit einem Prosafragment

Aus dem Ungarischen von
Kristin Schwamm

Rowohlt

Das eingefügte Prosafragment mit dem Titel *Die letzte Einkehr*
wurde von Adan Kovacsics, das als Motto vorangestellte Gedicht
von Ilma Rakusa übersetzt.

Lektorat Ingrid Krüger

1. Auflage September 2013

Copyright © 2013 by Rowohlt Verlag GmbH,
Reinbek bei Hamburg

Die Originalausgabe der Tagebücher 2001–2003

– des ersten, «Geheimdatei» genannten Teils der vorliegenden Ausgabe –
ist 2011 unter dem Titel *Mentés másként* bei Magvető, Budapest, erschienen.

Copyright © 2011, 2013 by Imre Kertész

Alle Rechte vorbehalten

Satz Janson, PostScript, PageOne,
bei Dörlemann Satz, Lemförde

Druck und Bindung CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

ISBN 978 3 498 03562 4

Editorische Vorbemerkung

Genau ein Jahr nachdem er zum Nobelpreisträger gekürt worden war, am 13. Oktober 2003, schreibt Imre Kertész in sein Tagebuch: «Eine ganze Weile schon kann ich meinem Leben nicht mehr folgen, das sich mit kometenhafter Geschwindigkeit von mir entfernt, während ich verwundert hinterherstarre, wie es immer kleiner und kleiner wird; bald wird es kaum noch wahrnehmbar sein am Horizont, dann drehe ich mich auf dem Absatz um und mache mich mit verzagten Schritten auf den Weg nach Hause.» Unmittelbar darauf spricht er zum ersten Mal von einem neuen Projekt: «Ein radikal persönliches Buch, bis schließlich nichts mehr übrig bleibt (*Die letzte Einkehr*). Den Weg zu Ende gehen, im wortwörtlichen Sinn. Die Figur zerrütten, zermalmen, zernichten. Aber möglichst ohne jede Erklärung, vor allem ohne jede sogenannte Philosophie.»

Was sich hier formuliert, ist der Plan, seine Aufzeichnungen als Grundlage für ein Prosawerk zu verwenden, ähnlich, wie er es schon in *Ich – ein anderer* gemacht hatte, nur ungleich radikaler und stärker fikionalisiert. In dieser Absicht beginnt er noch im Dezember 2003 ein *Trivialitäten*-Tagebuch, um die Stationen seiner durch den Ruhm hervorgerufenen Selbstentfremdung und des eigenen, durch Krankheit und Alter bedingten Verfalls als Rohmaterial festzuhalten. Im März 2004 sind bereits 30 Seiten der fikionalisierten Fassung fertig. Dann aber geht die Arbeit nur stockend weiter. Bei Kertész stellen sich Skrupel ein, ob er noch ein weiteres Werk publizieren könne, das auf seinen persönlichen Aufzeichnungen basiert. Hinzu kommt die Befürchtung, daß ihm mit einem so «gnadenlosen»

persönlichen Buch nur die Wahl der posthumen Veröffentlichung bliebe.

«Ich weiß nicht, wie ich die schwierigen Probleme der *Letzten Einkehr* lösen soll», notiert er am 6. August 2004. «Ich gelange nicht zu der nackten Wahrheit. Ich weiß nicht, was die nackte Wahrheit der *Letzten Einkehr* ist. Vielleicht die Ironie, wie mich der Literarische Hauptgewinn erreicht und vernichtet. Aber dazu ist es nötig, den lächerlichen Gegensatz zwischen meinem Leben und diesem Hauptgewinn klar zu umreißen. Ich müßte meine Umgebung dann als das abbilden, was sie ist: eine mörderische Welt wohlmeinender Verschwörer. Und mich selbst gleichermaßen: als eine lächerliche, hilflos im Honig ertrinkende Fliege, eine zugrunde gehende Figur, die sich ohnmächtig ihren sie liebenden Mördern ergibt.»

Beinahe erlöst wendet er sich im folgenden der Arbeit an *Dossier K.* und dem Drehbuch zum *Roman eines Schicksallosen* zu. Das «Trivial»-Tagebuch aber, ursprünglich als Materialsammlung angelegt, gestaltet sich unterdessen selbst zu einem erschütternden Werk der letzten Einkehr und erfüllt am Ende die Prämisse, die sich Kertész für sein «opus magnum ultimum» gesetzt hatte – «ein radikal persönliches Buch, bis nichts mehr übrig bleibt». *Exit-Tagebuch* nennt er das Diarium zum Schluß, bevor er es 2009, im 80. Lebensjahr, krank und zutiefst desillusioniert, ganz beendet. Berechtigterweise sind nun die späten Tagebücher mit dem Titel *Letzte Einkehr* versehen.

Am Plan des parallelen Prosawerks aber hat Kertész stets festgehalten. «Ich arbeite an der *Letzten Einkehr*, wie Beethoven an seinen letzten Streichquartetten gearbeitet haben mag», schreibt er im März 2006. Es schwebte ihm ein Werk «in der Manier Turners» vor, ergänzte er im Gespräch. Wir haben in diese Ausgabe ein Fragment aufgenommen, das zeigt, wie stimmig diese Vergleiche sind.

Ingrid Krüger

GEHEIMDATEI

1. *Januar 2001* Neujahr. Das alte war schwer und ziemlich unproduktiv, mit garstigen Krankheiten gescheckt, von denen eine lebenslänglich bedeutet (Parkinson) und diese bezaubernde Handschrift zur Folge hat; aber sie mahnt mich, daß der Tod nahe ist und also das Leben, das heißt die Arbeit presiert. – Vor zwei Tagen habe ich mir eine elektronische Schreibmaschine (Laptop) angesehen und beschlossen, mir diese technische Errungenschaft zu eigen zu machen; ich sehe dem mit Aufregung entgegen, denn eine andere Lösung gibt es ohnehin nicht – und wie gut, daß es diese gibt. Der langweiligen Kaste der Erfinder Dank und Respekt!

2. *Januar 2001* Wer bei gesundem Verstand bleibt und Glück hat, stirbt so, wie das Kind gezwungenermaßen sein Spielzeug liegen läßt, wenn es am Abend ins Bett geschickt wird; sich einerseits beklagend, andererseits kaum noch imstande, die Augen offen zu halten. Zwar tröstet man es, daß es sein Spielzeug am nächsten Tag wiederfinden werde, aber das Kind glaubt so wenig an morgen wie der Sterbende.

8. *Januar 2001* Gestern und vorgestern in Wien, am Sonnabend Besuch bei Ligeti, Gespräche bis tief in die Nacht. Die immer noch wie neu empfundene Freude, mich in den Zug setzen und nach Wien oder sonst wohin fahren zu können, um einen Freund zu besuchen. Ligetis Bitte, ihm zu erzählen,

worum es in meinem Roman geht, konnte ich natürlich nicht erfüllen; unmöglich, diese Geschichte in einer Sprache, die Hand und Fuß hat, vorzutragen. Aber heute im Morgenrauen, schlaflos, habe ich mir die ganze vielschichtige Geschichte selbst erzählt. Wieder wurde mir bewußt, wie wichtig der Einbau des Stückes – ein scheinbar zufälliger Einfall – ist und wie sehr es sich verbietet, die Geschichte mit dem Gestus einer «wahren» Geschichte vorzutragen: Sie verlöre völlig ihre Glaubwürdigkeit.

10. Januar 2001 Gestern eingeladen; ein jüdisches Ehepaar, etwa Mitte Fünfzig; die Frau (von stark semitischem Aussehen) mit der stereotypen Verwunderung über den «heutigen», den «sogenannten Antisemitismus»; sie sagt, «früher» (sie meint, während des Kádár-Sozialismus) habe sie so etwas (wie die sogenannte «Judenfrage») überhaupt nicht erfahren. Dann sprach sie von ihrem Vater, der Arzt war, er war nach Auschwitz deportiert und in Dachau befreit worden, habe jedoch zu Hause, im Kreis der Familie, nie ein Wort über das Konzentrationslager verloren. Wenn Gott, so zitierte sie den Vater, Auschwitz zugelassen habe, dann habe er mit diesem Gott abgeschlossen, ein für allemal. Mehr habe er über all das nicht gesprochen: Damit war die Angelegenheit für ihn erledigt. – Vermutlich war er Kommunist, zumindest Parteimitglied geworden. Was für eine banale Denkweise. Seine Kinder wurden natürlich nicht im jüdischen Geist erzogen – sofern wir nicht in der skizzierten Denkweise jenen typisch jüdischen Geist erkennen, den der angepaßte jüdische Kleinbürger sich als unklare und unzulängliche Verteidigung ausbildet. Was aus alldem klar hervorgeht, ist die geistige Hilf- und Wehrlosigkeit des Menschen gegenüber jeder Art von Macht. Die

grenzenlose Dummheit, die das hiesige Leben – das Leben in einer antisemitischen, haßerfüllten und zerstörerischen Umgebung – dem potentiellen Opfer abverlangt, ist die erste Voraussetzung, der erste Schritt auf dem Weg zu seiner Vernichtung. Doch warum sollte es leichter sein, dumm zu sein, als die Dinge zu erkennen und sich, um einige Fußnoten reicher, auf den Tod vorzubereiten.

11. *Januar 2001* Alles ist auf der Strecke geblieben – das ist das Grundgefühl, das mich begleitet. Was eigentlich ist auf der Strecke geblieben? Die Möglichkeit der Revolution, jeder neuen geistigen Bewegung überhaupt. Die Zukunft, die geistige Zukunft ist auf der Strecke geblieben – zumindest scheint es so. Darum verfasse auch ich entweder Nekrologe oder eben sprachliche Konstrukte, die von der geistigen Stagnation handeln. – Aber wieso ist es schlimm, daß die Revolution auf der Strecke geblieben ist? Wohin hat Revolution denn letzten Endes geführt? Zu den Nazis und zum Gulag. Die Lehre der Französischen Revolution, daß die Situation des Menschen in der Gesellschaft ungerecht ist und die Gesellschaft deswegen verändert werden muß, hat zu Haß, zu verstärkter Ungerechtigkeit geführt, schließlich zu Völkermord: Die Macht, jede Macht, ist auch heute (trotz demokratischer Wahlen) illegitim. Aus dem Bankrott der europäischen Kultur ist kein Ausweg zu sehen; wo es Dynamik gibt, sind Hybris der Macht, dann Völkermord die Folge, wo es keine Dynamik gibt, drohen Stagnation und durch Stagnation bedingte Verkalkung. Gibt es noch irgendein Ziel, das des Menschen würdig und noch nicht diskreditiert worden wäre? Ist Erneuerung, *rinascimento* noch möglich? Was ist meine Aufgabe, als Mensch, als Künstler? Einsehen, daß ich auch nur

von Bankrott sprechen kann? Und deshalb lieber aufhören, aufgeben? «Ich weiß es nicht, auf Ehre und Gewissen, ich weiß es nicht», wie es bei Tschechow heißt.

12. *Januar 2001* Gestern *Nora*. In einer – zumindest gesellschaftlich – starren Welt übernehmen Psychologie und Charaktere die führende Stimme. Womöglich kehren wir allmählich genau dahin zurück. Dann würden meine Romane allerdings unverständlich werden. (Falls sie es nicht jetzt schon sind.)

14. *Januar 2001* Das Tagebuch von 1982: Was für ein reicher, was für ein strömender, mäandernder Text. Im *Galeerentagebuch* habe ich das Ganze kastriert, vor allem – um A. nicht zu verletzen – die Teile über das Liebesleben. Dadurch kam im *Galeerentagebuch* ein reiner und lichter Text zustande, aber das Licht ist nur intellektuell, es mangelt ihm schmerzlich an sinnlichem Glanz.

15. *Januar 2001* In letzter Zeit stoße ich öfter auf den Wittgenstein-Satz (in Zitaten, denn in den Büchern des Autors blättere ich ja heute kaum noch), wer sich selbst nicht kenne, könne kein «großer Mensch» sein. Ich kann nicht umhin, mich über diesen apodiktisch formulierten Satz zu wundern, denn wer kann sich schon selbst kennen? Das läßt sich selbst von Wittgenstein, diesem klugen Kopf, nicht sagen. Mein Ideal ist lediglich eine gewisse Unabhängigkeit von den Urteilen anderer und ein Sich-Abfinden mit den eigenen kläglichen Möglichkeiten; innerhalb dieser Möglichkeiten aber bis an die äußerste Grenze gehen – das ist alles, soweit es mich, ausschließlich *mich* betrifft.

Heute wurde ich nach einem Anfall von Tachykardie von der tiefen Traurigkeit der Verurteilten erfaßt; immer mehr Indizien, immer weniger Aufschub, du stirbst und hast deine Sache noch nicht zu Ende gebracht; und vielleicht wurdest du deswegen zum Tode verurteilt, wegen dieser Sünde, zu glauben (solange es sich glauben ließ), daß du ewig lebst.

16. Januar 2001 Ich kann wie die großen Romantiker sagen, mein Herz schlägt wild; nur schade, daß der Grund bei mir die Tachykardie ist. – Doch ein Blick auf meinen Arbeitstisch und den verödeten Garten im Hintergrund – und plötzlich ergreift mich Freude: Solange du lebst, sei glücklich, einzig das Glück ist dem Leben würdig, sonst vegetierst du würdelos ... Auch die Freude ist ein Hüpfen des Herzens, nicht nur die Tachykardie.

17. Januar 2001 Erkennen zu müssen, daß mein Tagebuch zu einer Wüste persönlicher Klagen geworden ist. Trotzdem muß ich es führen, damit man sieht, was aus einem wird, wenn Geist, Lust und Begabung schwinden. Irgendwann, vor Jahrzehnten, habe ich mir nach dem Vorbild Camus' selbst den Befehl zur «offenen Kreation» gegeben. Und dazu gehört auch der Kollaps. (Obgleich ich annehmen möchte, daß ich noch instande bin, den begonnenen «letzten Roman» zu schreiben.)

19. Januar 2001 Ein reizvoller Gedanke, bei einer eventuellen nächsten Tagebuch-Publikation den Text nicht in einer aphoristischen oder sonstwie bruchstückhaften Form zu bringen, sondern «ohne Pause», als einen einzigen, ungebrochenen Monolog, als Redeschwall, wenn man so will.

20. *Januar 2001* Meine literarische Reputation in Ungarn entspricht der eines Porno-Autors: In der guterzogenen, vornehmen literarischen Gesellschaft schickt es sich nicht, meinen Namen auszusprechen, tut man es doch, dann dient ein spezieller Anlaß dazu, ein gewisses Ritual in der Art schwarzer Messen, oder die schreckliche Farce, wenn man dem Holocaust genannten traurigen Ereignis opfert, von dem im übrigen weder die Anwesenden noch die Nichtanwesenden wissen, was es ist; nur darüber, wie schmachvoll diese Feier ist, sind sich alle im klaren.

23. *Januar 2001* Warum schreibt man? Die Welt als zu lösendes und unlösbares Problem. Das Leben als unüberwindliches Trauma. Nie können wir zu einem Ende kommen, der Tod ist nur das Siegel auf dem, was ständig hinausgeschoben wird. Alles ist in liquidem Zustand, fließt (man müßte das griechische Zitat kennen): *panta rhei* ... Die größte Lüge der Marxisten (von den vielen großen) ist, daß es nichts «ewig Menschliches» gebe. Es gibt es. Gerade dadurch ist der Mensch Mensch. – Zum Roman. Das Neue daran: die kontrapunktische Konstruktion. Ich glaube, so etwas hat noch niemand gemacht. Die Form hat sich allmählich herausgebildet, unter sanften Qualen, ohne daß ich von vornherein auf eine neue Form aus gewesen wäre. Aber Kunst ist immer neue Kunst, wie Schönberg sagt, und dieses Erleben der Welt, die völlige Auslöschung des Schicksals, der Wirklichkeit, ist nur auf ungewöhnliche Art zu beschreiben, so ungewöhnlich, wie diese Welt selbst ist, das heißt, wie sie so noch nie gewesen ist.

25. *Januar 2001* In Ungarn läßt sich gut studieren, was dort geschieht, wo nichts geschieht. Dieses Land ist schon lange

aus der Geschichte ausgeschlossen; es ist nicht in der Position, die Geschichte, die Weltläufe in irgendeiner Weise zu beeinflussen – also versteht es sie auch nicht. Es gibt ausschließlich negative Erfahrungen, die zwangsläufige Passivität wirkt kastrierend auf das ganze Land, und damit stirbt langsam die Kreativität, die eine Nation am Leben und nicht bloß in einem vegetierenden Überlebenszustand hält. Immer deutlicher zeigen sich die Konsequenzen, die sich daraus für mein Schaffen wie auch für meine bloße Existenz ergeben. Ich arbeite in einer verständnislosen Umgebung, in einer Sprache, die diejenigen, die mich sonst verstünden, nicht verstehen.

30. Januar 2001 Am Wochenende Salzburg. András Schiff. Nächtlicher Spaziergang durch die engen Gassen Salzburgs. Sein wundervolles Mozart-Konzert. Abends die Landesmanns. Noch ein Konzert im Festspielhaus (Periaha). Nachts Übelkeit (verdorbener Magen, wie in meiner Kindheit, vom Tscholent-Abendessen zwei Tage zuvor). Wie schon gesagt, so muß man leben – wenn ein Freund ein Konzert in Salzburg gibt, setzt man sich in den Zug und fährt hin; Schiff gestand, daß es für ihn, obgleich er – zumindest als Erwachsener – nur einige Jahre von der «sanften» Diktatur miterlebt hat, auch heute noch wie ein Wunder ist, sich frei in der Welt bewegen zu können. Das gleiche sagen auch Ligetis: Sie leben seit 1956 in freien, zivilisierten westlichen Verhältnissen, können das aber auch heute noch nicht als ganz natürlich betrachten. – Sowohl im Zug als auch in Salzburg langweilte ich Magda mit meinen üblichen Klagen: über die Schande, in Ungarn zu leben und den Antisemitismus der Öffentlichkeit zu ertragen. Und das ist noch das kleinere Übel: Mein wirkliches geistiges Elend in diesem Land rührt daher, daß es hier für mich keine Aufgabe,

keine Arbeit im geistigen Sinne gibt. Ich sagte, daß ich gern jetzt noch, im Alter von 72 Jahren, die deutsche Staatsbürgerschaft annähme. Ich habe das Gefühl, in Deutschland eine Aufgabe zu haben; wie gering die Wirkung auch ist, die ein Schriftsteller haben kann, dort habe ich sie, was ich schreibe, fällt auf fruchtbaren Boden, man braucht mein Werk, das eine geistige Brücke bildet und doch so vieles umfaßt; ich gehöre zur westlichen Zivilisation, und das wird mich immer von der Region, dem Volk, der «Kultur» trennen, in deren Sprache ich schreibe. – Weg von hier: das ist eine strategische Frage, solange ich für meine kurz bemessene Zeit überhaupt noch strategische Pläne schmieden kann.

5. Februar 2001 Kampf mit dem Roman. Früh aufgestanden, gebadet, dann ans Manuskript. Das Wahrheitsverlangen der – von mir – dargestellten Welt. In Wirklichkeit ist der Grund für das Gefühl des Werteverlusts nicht geklärt, es ist nicht geklärt, was die Menschen, vor allem die sogenannten Intellektuellen, verloren haben. Wahrscheinlich die Hoffnung, die Hoffnung auf einen Wandel. Es hat zwar ein Wandel stattgefunden, aber dabei ist das Gefühl der Erneuerung, die Katharsis, ausgeblieben. Im Seelenzustand der westlichen Welt ist dieses Gefühl, wenn auch irgendwo in der Tiefe, so doch gegenwärtig, weil die Revolutionen ausgefochten, Gesellschaftsverträge im großen und ganzen geschlossen worden sind.

8. Februar 2001 Die «Volks»-Motive, so, wie Schostakowitsch sie verwendet, zum Beispiel im ersten und – vor allem – im letzten Satz des 1. Klavierkonzerts, als Dummheit vorgeführt; und allein so ist er glaubwürdig. – Aber wie lange hat es gedauert, bis man endlich darauf kam, daß er, Schostako-

witsch, nicht mit diesen Idiotismen identisch ist, die lediglich den künstlichen und alles um sich niedertrampelnden Optimismus einer scheußlichen, mörderischen Maschinerie darstellen; nebenbei sind in diesem dummen Gepfeife sogar die Fehler, Aussetzer und Stockungen der Maschinerie enthalten.

17. Februar 2001 Schreiben, mit besonderem Genuß, mit dem Gefühl: «mein letzter Roman». – Ansonsten: viel zuviel gesellschaftliches Leben, überflüssige Abendessen und Zusammenkünfte; die Nähe von Freunden in dieser unfreundlichen, dieser faschistischen Umgebung dennoch erwärmend. – Eine interessante Frage: Wenn ich meine Spielkarten herausnehme, wieso ist Pik-As dann immer (fast immer) die unterste Karte? Es scheint, als hätte das Pik-As ein eigenes Gewicht, irgendeine sonderbare Gravitationskraft. Mysteriös.

8. März 2001 Letztes Wochenende in Madrid. Die Eleganz dieser Stadt. Die südlichen Gesichter; noch menschlich, es ist ihnen noch nicht jene roboterhafte Starrheit eingegraben – oder auch der Alkoholismus –, wie nordeuropäischen Gesichtern. Jede Menge Interviews – interessiere ich die Leute tatsächlich, oder handelt es sich um etwas anderes? Aber um was? Auf dem Umschlag des *Romans eines Schicksallosen* das Gesicht eines halbwüchsigen Jungen; ich erinnere mich an die langen Jahre einsamer Arbeit und das Gefühl, als ich den Roman beendet hatte: Ich bildete mir ein, eine edle literarische Figur geschaffen zu haben, die das Publikum lieben würde. Dann Jahrzehnte, fast zwei Jahrzehnte Stille. Und siehe da, jetzt ist er zum Leben erwacht; ich staune darüber noch nicht einmal genug, ich schlage mich mit den unangenehmen Symptomen des Alterns herum und einer

Krankheit, die mich nunmehr immer begleiten wird, bis ich sterbe.

10. März 2001 Eigentlich gebe ich ein unverantwortliches Interview nach dem anderen. Ich rede über Auschwitz wie ein Großaktionär, der sich seine Rechte vorbehält; es möge zu meiner Entschuldigung dienen, daß mir diese Tonart gewissermaßen abgenötigt wird und ich nur dem «allseitigen Wunsch» nachgebe. Aber warum gebe ich nach? Keineswegs aus Gefallsucht, ausschließlich aus jener Schwäche, vielleicht sollte ich sie richtiger Feigheit nennen, die mich ständig zwingt, den Leuten gefällig zu sein. Was ich in solchen Situationen sage, verstehe ich selbst nicht; und ich ertappe mich ununterbrochen dabei, nicht aus einer Position der Souveränität zu sprechen, sondern mich gleichsam zu verteidigen. Ich fürchte, schließlich mich selbst enorm satt zu haben und das, was ich zu sagen habe, das in solchen Interviews in denkbar banaler Form erscheint. Wenn ich noch lange lebe, werde ich am Ende noch zur Kultfigur, obwohl ich nicht zum Segenspenden unter die Menschen gegangen bin, sondern um ihnen von meinen Erfahrungen zu berichten und das nach Möglichkeit mit den Mitteln der gehobenen Unterhaltung, das heißt der Kunst, zu tun. Warum muß ich darüber hinaus noch weise sein?

Ich lese eine detailreiche Biographie Primo Levis. Was kann man wissen – oder in Erfahrung bringen – von einem Menschen, der aus Auschwitz zurückgekehrt ist, dann Jahrzehnte später (und offensichtlich in Zusammenhang mit dem KZ-Erlebnis) Selbstmord begeht? Ich habe das Gefühl, daß meine Romanfigur geisterhaft und ihre innere Welt nicht darstellbar ist. Der Selbstmord folgt keiner Logik, nur der Dra-

maturgie, das aber bedeutet eine lange, sich dem Selbstmord entgegenstellende Lebensführung. (Nicht Ciorans von Celan übernommenen Satz vergessen: Er habe alle Möglichkeiten ausgeschöpft, die Zerstörung zu vermeiden – so ungefähr ...)

11. März 2001 Nach schlafloser Nacht ein frisch gewaschener, blasser Morgen vom Schreibtisch aus; das Auftauchen eines frühen Passanten auf der Straße hinter dem Garten weckt ferne Erinnerungen, ich weiß nicht genau, was für Erinnerungen – an morgendliche Düfte, Kaffee, Eile, an morgendliche Lichter und Farben ... Bin in einer Celan-Biographie auf der Suche nach einer vorstellbaren B.-Figur, so wie ich gestern nacht schon Primo Levi studierte; aber ich weiß, daß meine Figur schließlich aus dem spezifischen Gewebe der Handlung hervorgehen muß ... In den letzten Tagen sträubt sich etwas in mir stark gegen das ganze habituelle Judentum, Kafka, Celan, Levi – gegen alle; ich bin gegen die Auschwitz-Mystik, die Problematisierung der verschiedenartigen Identitäten. Warum muß, wer als Jude nach Auschwitz gebracht worden ist, Jude sein? Aus Trotz? Aus Empörung? Mir graut vor dem jüdischen Glauben genau wie vor jedem anderen Glauben; aber ich finde Brüderlichkeit in den Gesichtern, der Intonation, einem Lächeln. Das schöne Gesicht meiner Magda ist kein jüdisches Gesicht, und in ihm finde ich Brüderlichkeit. Auch in den Gesichtern von Levi und Celan erkenne ich Verwandtes – aber das bezieht sich nicht auf die Mystik von den Juden; ich kann mir vorstellen, einen Nachmittag lang mit Celan im Gábor-Internat Fußball zu spielen oder der Banknachbar von Levi im Madách-Gymnasium zu sein. Wovon rede ich? Davon, daß mich ein Klischee erwürgt, ich will mich nicht mehr in eine der Varianten einreihen, die

im Rollenbuch vorgesehen sind; ich möchte *ich* sein – auch wenn ich nicht wissen kann, wer ich bin; aber mir ist, als würde mir das Schreiben langsam nicht mehr helfen, etwas über mich selbst zu erfahren, mich eher daran hindern; der Zwang der Sprache, einer mich befremdenden, mir fremden Sprache steuert mich. Und ich bin unleugbar glücklich. Ist das schlimm?

Der Selbstmord rührt vielleicht aus der Erkenntnis einer großen Lüge; die Erkenntnis einer großen Wahrheit spornt, so glaube ich, eher zur Fortsetzung des Lebens an. (Was ist der Unterschied zwischen einer großen Lüge und einer großen Wahrheit? Vielleicht ist es nur ein moralischer Unterschied und berührt eben die Frage von am Leben bleiben oder Selbstmord begehen.)

14. März 2001 Dieser Roman ist voller Rätsel. Daß ich die Figur (den Selbstmörder) sozusagen «kalt» erfinde, davon kann keine Rede sein. Ich muß meinen eigenen Fähigkeiten vertrauen, meiner Inspiration, meinem «Unterbewußtsein», meiner plastischen Begabung.

16. März 2001 Der chaotische, diffuse Charakter dieser letzten Tage. Noch vor drei Tagen in großer Romanstimmung, noch gesteigert durch die Lektüre des jetzt fertiggestellten und des schon lange vorhandenen (und auf Einarbeitung wartenden) Materials. Dann warf vorgestern der Kauf eines Laptops mit einem Mal alles wieder um. Gestern von morgens bis abends vergeblich an dem Apparat herumgearbeitet – ich komme nicht mit ihm zurecht. Aber diese zwei Tage haben mir wieder gezeigt, was ich bin, wenn ich nicht schreibe: nichts und niemand.